

Zeitschrift: Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik
Band: 6 (1951)
Heft: 1

Artikel: Das Schapi : der Nachweis einer neuen Bergantilopenart im Himalaya
Autor: Schäfer, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-653465>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS SCHAPI

Der Nachweis einer neuen Bergantilopenart im Himalaya

Von Dr. Ernst Schäfer

DK 591.94 : 639.111.4(541)

Heute, da man nahezu alle Gebiete der Erde erforscht hat, kommt es nur mehr ganz selten vor, daß neue Säugetierarten entdeckt werden können. Von einer solchen Entdeckung berichtet nachstehend der durch seine Himalaya-Expedition bekanntgewordene Zoologe.

Schon vor langer Zeit hatten mir die Eingeborenen von einem seltsamen Wesen berichtet, einem großen Tier, das sie den „Schapi“ nannten. Den Blicken der Menschen verborgen, soll es in den weltabgeschiedenen Zinnen und Schroffen an den Ostabhängen des Kangchendzöngamassivs seinen Einstand haben. Viel mehr war nicht zu erfahren, denn selbst die Kräutersammler und Hirten hatten es nie gesehen, und sie scheuten sich, seinen Namen zu nennen, aus Angst vor den Geistern der Berge. Eine alte Sage der Leptschas berichtet, daß der große Berggott das sagenhafte Tier einem seiner Vasallen als Brautgeschenk übergab, als er ihm seine Tochter vermählte, und der Fluch der Götter soll auf jedem liegen, der sich anmaßte, das Geheimnis des rätselhaften Bergbockes, des Schapi, zu lüften.

Jetzt erst, da ich das Vertrauen der abergläubischen Leptschas gewonnen habe und auch meine biologischen Erfahrungen das Vorkommen eines neuen, seltenen Großsäugers in diesen Regionen im höchsten Grade wahrscheinlich machen, will ich alles daransetzen, den Schleier zu lüften. Der Vorstoß in das von Weißen nie betretene Reich des Sagentieres ist nun mein

nächstes Ziel. Eine Art rauschhafter Besessenheit hat von mir Besitz ergriffen, ein intuitives „Vorwissen“, das sich über alle „Vernunft“ hinwegsetzt und alle rationalen Zweifel!

Wir schreiben Mitte November. Mein Begleiter, den ich für das Schapiunternehmen vorgesehen habe, wirbt tief unten in Chungtang eine kernige Mannschaft von Leptschaträgern an. Da der Anstieg von Lachen aus zu beschwerlich erscheint — der undurchdringlichen Alpenrosendickungen wegen —, ziehen wir es vor, den Angriff vom tiefen Haupttale der Tista aus vorzutragen. Nach einigen Tagen sorgfältigen Sichtens und Wägens — Gepäck und Proviant nämlich müssen auf ein Minimum an Gewicht reduziert werden — treffen wir uns auf der kleinen Urwaldebene von Manschitang. Rücklings hingebettet, schauen wir mit scharfen Gläsern über gähnende Schründe, Schluchten, Urwälder, Bambusdschungel und unabsehbare Rhododendronwälder senkrecht hinauf, Tausende von Metern in das hohe, felsige Reich der Schapis, wo sich die letzten Wolkenfetzen um die Gipfel jagen und die Wände hohl widerklingen vom tosenden Donner des Steinschlags. Nachdem die Anstiegsmöglichkeiten erwogen und alle Vorichtsmaßnahmen genauestens festgelegt sind, kann das Abenteuer beginnen.

Unsere Herzen frohlocken, da über den himmelragenden Wänden uns schon die unberührten Gipfel der im gleißenden Neuschnee prangenden Schapiregion entgegenleuchten. Mögen die Träger auch fluchen und ächzen und stöhnen! Wohl hundertmal wird der brausende Wildbach springend überquert. Jetzt wieder folgen gefährlich glatte Steilstürze und noch immer nicht zu



In der Heimat der Schapis: Die Hauptachse des Himalaya

Ruhe gekommene Muren und lavaähnliche Schlammströme, in denen wir bis an die Waden versinken. Als es schließlich kein Weiterkommen mehr gibt im Schluchtboden, steigen wir seitwärts in die hohen Felsenbastionen hinein, überwinden Stemmkamme, Schroffen und Zacken und erreichen am späten Nachmittag, da nur noch die allerhöchsten Zinnen im feinsten Purpur erstrahlen, das Ende der Schlucht. Aber das Tal weitet sich nicht, sondern verengt sich noch stärker. Links schlüpfrig glatte Felsbastionen, rechts eine senkrechte Wand . . . und vor uns, kalt und nebelprühend, ein mehrere hundert Meter senkrecht niederdröhnender Wasserfall. Das ist das Ende der Welt? Hier kann es nach menschlichen Ermessen kein Weiterkommen mehr geben. Für geübte Bergsteiger, die nur ihren Rucksack tragen, mit Haken und Seilen vielleicht, ob aber für unsere Träger mit ihren riesigen Lasten? Der morgige Tag wird die Entscheidung bringen. Ziemlich niedergeschlagen errichten wir auf einer nur wenige Quadratmeter großen, vor Steinschlag gesicherten Fläche, neben dem rauschenden Wildbach, unser kleines, rings von hochstrebenden Wänden umgebenes Felsenlager.

Nach kalter, sternfunkelnder Nacht, die wir alle wegen der übergroßen Anstrengung des gestrigen Tages im seligsten Schlaf verbrachten, rüsten wir schon in aller Hergottsfrühe, da die hohen Felsen über uns wie Feuer erglügen, zum entscheidenden Kampf mit den glattgeschliffenen Wänden des Schluchtbogens. Die schwere bevorstehende Aufgabe hat alle Lebensgeister wieder wachgerufen. Wie lange Bärte hängen von den Rändern der Wände wallende weißbereifte Grasfäden, an denen sich tropfsteinähnliche Gebilde aus den allerorten entspringenden Mineralquellen angesetzt haben. Überall rinnt und sickert das Wasser aus dem Labyrinth der Felsen hernieder. Nacktfüßig, mit weit gespreizten Zehen, stemmen die Leptschajäger ihre muskelgepanzerten Beine in die Felsritzen; sie klammern sich fest, sie geben sich Hilfen, sie rucken empor, sie finden eine Rinne und hängen plötzlich wie kleine Insekten mitten in der senkrecht anfallenden Wand. Es wird kaum ein Wort gesprochen, denn jede Störung, jede Ablenkung, jedes leichte Ausgleiten würde den sicheren Tod bedeuten. Da fasse auch ich mir ein Herz, schließe für Sekunden die Augen,



hole tief Luft und klettere nach. Schon nach den ersten festen Griffen weicht das erbärmliche, nur mühsam unterdrückte Gefühl hilfloser Angst und Unsicherheit dem jubelnden Bewußtsein, daß wir's schaffen, daß wir die Wand nehmen werden. Die Leptschas lächeln mir zu. Um wieviel mutiger, um wieviel unbekümmerter sind doch diese Urmenschen. Ein letzter Ruck, ein letzter Klimmzug . . . dann bin ich bei meinen Eingeborenen angelangt. Wir krallen unsere Hände fest ineinander, gehen leicht in Beuge, heben den führenden Leptschajäger empor. Der federleichte Kerl tritt mir auf Schultern und Kopf . . . dann ein rasches Federn . . . erleichtert atmen wir auf. Der affengewandte Dschungelmensch hat den ersten Bambusstengel erreicht und sich wie ein hangelnder Gibbon in Sicherheit geschwungen. Nachdem ich auch dem zweiten Jäger zum Dschungelrand emporgeholfen habe, werfen mir die beiden rasch zwei wohl 5 m lange, gut verankerte Bambusgurten zu, an denen ich mich fast gefahrlos nach oben hangeln kann.

Und nun kreischen die Haumesser der Leptschas lustig im splitternden Bambus, bis ein ganzer Haufen von Stengeln gespalten und mit Lianen verknotet über die Wand hinausgewor-

fen werden kann. Nach kurzer Belastungsprobe erwarten wir die Träger, die sich, auf ihren Lasten sitzend, unterhalb der Wand wie Wichtelmännchen ausnehmen. Doch als das entscheidende Wort gefallen ist, vollbringen sie mit ihren zentnerschweren Lasten wahre Meisterleistungen. Trotz vieler kleiner Zwischenfälle sind nach Verlauf einer Stunde sämtliche Träger, Diener und Präparatoren am sicheren Urwaldrande oberhalb des Felsens angekommen — und das Schwerste ist geschafft. Nach einer Aufmunterungszigarette geht die abenteuerliche Bergfahrt weiter. Über glatten, schlüpfrigen Boden winden wir uns in steilen Serpentinien immer höher empor. Oftmals überqueren wir wilde Wasserrinnen, die in aalglatten, metertief eingeschnittenen Steinkanälen in unabsehbare Tiefen stürzen, bis uns die Region des dichten Bambusdschungels aufnimmt. Wie ein riesenhaftes, wogendes Kornfeld schließen sich die von gewaltigen Tannen und Tsugen überragten Fiederkronen über unseren Köpfen. Unsäglich langsam kommen wir nur voran in diesem „Wald der tausend Dolche“, wo wir jede Sekunde gewärtig sein müssen, uns zentimeterlange Dornen und eisenharte Spitzen unter Gerank und Lianengewirr verborgener Bambussparren in den Leib oder die Füße zu rennen. Obwohl wir an den gefährlichsten und steilsten Stellen alle 15 bis 20 m eine kurze Atempause einzulegen gezwungen sind, trotzen wir dem Berg in stundenlanger Arbeit die Höhe ab. Und wenn wir im modrigen Halbdunkel von der strahlenden Sonne auch nichts weiter bemerken als ihre grellen, durchs wehende Bambusdach spielenden Reflexe, so wissen wir doch, daß uns die Spursicherheit unserer Leptschas nicht im Stich

lassen wird. Nach Überwindung der Bambusstufe nimmt uns dumpfer Rhododendronurwald auf. Diese Riesenalpenrosen mit ihren baumartigen, halbmeterdicken Stämmen und wunderlichen, in sich gedrehten und verschrobenen, nach allen Richtungen gewundenen Ästen verbreiten die düstere Atmosphäre eines verwunschenen Märchenwaldes, in dessen Flechten und Wurzeln man Trolle und Gnomen vermutet. Inmitten dieses finsternen Waldes stoßen wir gegen Abend, als die Sonne sich schon zu senken beginnt und nur noch die höchsten Lederblätter mit feinem Goldfiligran überzieht, auf eine feuchte, dunkle Höhle unter einem mächtigen, vor undenklichen Zeiten abgerollten Felsblock. Während ich zum Zwecke der Rekognoszierung noch weiter vordringe und, um Überblick zu gewinnen, einige hohe Bäume besteige, von deren Krone ich Einsicht in unser kommendes Arbeitsgebiet nehme, beginnt die Mannschaft zu roden, zu pickeln und zu schaufeln, um wenigstens einen einigermaßen ebenen Zeltplatz herzurichten. Als ich nach ausreichender Orientierung bei Einbruch der Dämmerung wieder zum Lager zurückkehre, steht dort unter dem dicht schirmenden Dach der Alpenrosenbäume im Glutschein des knisternden und sprühenden Lagerfeuers unsere luftige, halb höhlen- und halb pfaahlbaumäßige Behausung, nach der steil abfallenden Talseite zu auf einem rasch errichteten Holzgerüst. Inzwischen haben sich die Leptschas in ihrer mit dicken Lagen von Alpenrosenblättern ausgestaffierten Höhle bequem gemacht. Sie sitzen mit großen, sanften Augen wie hungrige Tiere um die tanzenden Flammen; die knallenden Stämme zaubern wundersam hüpfende Gestalten auf die dunklen Felsen, und

hoch darüber schimmern in seidigem Glanz die Sterne. Duft von Tannen, Harz und aromatischen Alpenrosenknorren mischt sich mit dem Geruch von Mann und Schweiß und Leder. Nach dem kärglichen Mahlkrieche ich in den Schlafsack, lausche den Stimmen der Wildnis und schaue noch lange in die dunkel verglimmende Glut.

Der dritte Anstiegtag soll die beiden vorangegangenen noch an Beschwerlichkeit übertreffen. Da ich es als meine wichtigste Aufgabe be-



Der stärkste Schapi-Bock

Hier sind mehrere der prächtigen Schapifelle im Hochlager zum Trocknen aufgespannt

(Die Bilder sind mit besonderer Genehmigung des Vieweg-Verlages dem Buch „Über den Himalaya ins Land der Götter“ von Ernst Schäfer entnommen)



trachte, mir so bald wie möglich Klarheit über das vermutete Vorkommen der Schapis zu schaffen, trenne ich mich mit meinen beiden Jägern von der übrigen Mannschaft. Erst am Abend will ich versuchen, auf das um 700 bis 1000 m höher an der Rhododendrongrenze zu errichtende Lager zu stoßen. Da es ebenso leicht wie gefährlich ist, sich in diesen wilden Berggegenden zu verlieren, gebe ich dem Trägertrupp, auf Grund der am gestrigen Abend genommenen Geländekenntnis, haargenaue Instruktionen, ehe wir in verschiedene Richtungen aufbrechen.

Mit äußerster Vorsicht, immer darauf bedacht, nicht ins Rutschen zu kommen, klettern wir über Nadelkämme, Geröllblockaden und kurze Strecken grasiger Matten. Um nicht Gefahr zu laufen, von den tonnenschweren Steinblöcken, die schluchtwärts dauernd in die Tiefe sausen, erfaßt und zermalmt zu werden, halten wir uns beharrlich an die aufstrebenden Rippenkämme, gewinnen stetig und ständig an Höhe, suchen Fährten, finden Losung ... und das erste dunkle Schapihaar!

Bald darauf häufen sich die keilförmig im harten Boden stehenden Fährten und als wir gerade wieder einen steilen Kamin überwinden, erblicken wir droben, wo nahe der Schneegrenze ein kleines Rinnsal aus dem Felsen bricht, einen dunklen Punkt! Wir sinken zusammen, kriechen gebückt in Deckung. Der Punkt bewegt sich — jetzt ist er verschwunden. Fiebernd fliegt das Glas an die Augen ... Da ist er wieder! Der erste Schapi!

Wir möchten dieser Schilderung, die wir mit besonderer Erlaubnis des Verlages dem kürzlich erschienenen Buch von Dr. Ernst Schäfer, „Über den Himalaya ins Land der Götter“ (Verlag Vieweg, Braunschweig) entnehmen konnten, noch die zoologische Charakteristik des „Schapis“ anfügen, wie der Verfasser sie im gleichen Buch gibt:

Beim Schapi handelt es sich um die östlichste Form des himalajanischen Thar (Hemitragus

jemlahicus), einer berühmten Bergantilope, die ihre Entstehung mutmaßlich der strengen Isolation auf die unzugänglichen Gebirgsstöcke verdankt. Die stammesgeschichtlich uralte, weit in die Tertiärzeit zurückreichende Gattung gehört zu jenen längs der alpidohimalajanischen Faltungsgebirge vorkommenden Reliktformen, die — wie uns Fossilfunde in Österreich und Südfrankreich lehren — in früheren erdgeschichtlichen Perioden, lange bevor die bioklimatische Katastrophe des Eiszeitalters hereinbrach, sogar bis nach Westeuropa hinein verbreitet waren.

Die heutigen, relikitär zerrissenen Verbreitungsgebiete der Hemitragusformen beschränken sich auf eine kleine Kolonie im Omangebirge am Persischen Golf, auf die Nilgiriberge der vorderindischen Halbinsel und auf den westlichen Himalaya, wo der Thar von Kaschmir bis Nepal verbreitet ist. Die vierte und östlichste Reliktenkolonie aber ist diejenige des „Schapi“, der anscheinend nur an der steil abfallenden Ostflanke des erst in jüngster geologischer Vergangenheit zu seiner gewaltigen Höhe von 8600 m emporgehobenen Kangchendzöngamasives vorkommt. Eingekeilt zwischen den unübersteigbaren, nordsüdlich gerichteten Hochgebirgsblockaden im Westen, der die orientalische und paläarktische Faunenprovinz scharf trennenden Längsschlucht des Zemuflusses im Norden, dem gewaltigen Durchbruchstal der Tista im Osten und dem dichtbewaldeten, subtropisch geprägten Talungtal im Süden, beschränkt sich der Lebensraum unseres Tieres auf ein von dichten Dschungelmauern umgürtetes, bis in Höhen von 5500 m hinaufreichendes, wildzerklüftetes Gebirgsmassiv.